

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 241

Artikel: Wir Selbstoptimierer
Autor: Surber, Peter / Bossart, Rolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884336>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir Selbstoptimierer

Mängelwesen – und entsprechend korrekturbedürftig. Woher kommt diese Idee der Menschenverbesserung, die immer auch die Hoffnung auf Weltverbesserung in sich trägt? Wie wirkt sie sich individuell, gesellschaftlich, politisch aus? Ein Gespräch mit Rolf Bossart, Theologe und Publizist, über das Recht, schlauer zu werden, und den gefährlichen Zwang zur permanenten Selbstkorrektur. von Peter Surber

Surber: Um persönlich zu beginnen: Mir scheint, dass ich, ob bewusst oder unbewusst, ständig den Anspruch herumtrage, mich ändern zu müssen. Organisiere dich zeitlich besser! Fokussiere dich aufs Wesentliche, lass dich nicht ablenken – so und ähnlich tönen die inneren Befehle. Geht es dir auch so? Ist das normal?

Bossart: Ja gut, man könnte erstmal psychologisieren und fragen: Wie war dein Elternhaus, hat man von dir permanent viel verlangt? Sehr häufig sind es solche Muster, die man verinnerlicht hat und die das Gefühl vermitteln: Ich genüge nicht, weil die andern oder ich selber von mir etwas fordern, das ich nicht oder nicht ausreichend bieten kann. Da stellt sich dann die nächste Frage, wer diese fordernden Autoritäten heute sind. Wer gibt dir den Auftrag? Bist du das selber? Oder jemand bestimmter? Aber einmal davon abgesehen, würde ich sagen: Solche guten Vorsätze sind normal... zumindest sind sie weit verbreitet.

**Das Gefühl von permanentem
Ungenügen ist eine sehr bürgerliche
Prägung: Man muss etwas
leisten, es muss etwas abgeliefert
werden, wem auch immer.**

Wie sieht das bei dir aus?

Ich habe darüber nicht so viel nachgedacht. Ich glaube aber, beide Tendenzen in mir zu haben. Zum einen versuche ich zu sagen: Was funktioniert, soll bleiben. Was gut ist, ist gut.

Never change a winning team...

...weil mich die Reformitis zunehmend nervt. Aber daneben kenne ich das Gefühl von permanentem Ungenügen gleichfalls. Besonders an Tagen, wo ich wenig produktiv war. Das ist eine sehr bürgerliche Prägung: Man muss etwas leisten, es muss etwas abgeliefert werden, wem auch immer.

Auf meinem Tisch liegt Peter Sloterdijks Buch *Du musst dein Leben ändern*. Wenn man seinen Überlegungen folgen will, dann ist dieses Gefühl des Ungenügens eine anthropologische Konstante: Der Mensch ist das Wesen, das immer übt, das sich permanent trainiert, das immer weiterkommen will. Sloterdijk nennt den homo sapiens mit einer grossartigen Wendung «das aufsteigende Tendenztier». Erst dies macht den Menschen zum Menschen, dass er anders werden will als er ist.

Das fängt an mit der Triebblockierung, irgendwann in der frühen Menschheitsgeschichte. Da entsteht ein leerer Raum der nicht mehr ganz festgelegten Tätigkeiten, den man füllen muss. Und das macht zunächst einmal Angst, diese Frage: Was tun? Gegen diese Angst entwickelt der Mensch die Fähigkeit, Tätigkeiten zu wiederholen, er schafft Rituale, Regeln und Gesetze, Strukturen. Es ist wohl von Anfang an eine Doppelbewegung: einerseits der Hang zum Neuen, Anderen, Besseren, andererseits die Notwendigkeit, dieses Neue zu stabilisieren durch wiederholende Tätigkeiten.

So wie es ist, ist es gut: Das ist die Grundhaltung der Konservativen, gegenläufig zur Fortschritts- oder Veränderungsbewegung, also zu den Zielen der Korrigierfreudigen.

Beispielhaft dafür ist, wie die Erinnerung an Ereignisse funktioniert. Diese Erinnerung kann man konservativ oder progressiv pflegen. Kürzlich sah ich im Fernsehen, wie die Delegierten der konservativen französischen Partei UMP nach der Sarkozy-Wahl die Marseillaise sangen. Ich habe mich gefragt: Woran erinnern sie sich, wenn sie das Revolutionslied singen? Sie erinnern sich natürlich nicht an das Erneuernde und Umstürzende der damaligen Ereignisse, sondern an das Frankreich, das daraus geworden ist, das sie sich erhalten wollen. Mit den Begriffen von Lévi-Strauss gesagt: Das ist die kalte Erinnerung. Daneben gibt es die hei-

se Erinnerung – wenn man die Marseillaise singt und in der Wiederholung deren umstürzende Kraft sucht. Je nach Zeit und Position fokussiert man auf das eine oder andere.

Die Französische Revolution ist ein Beispiel für Epochen, die von einem vehementen Menschenverbesserungs-Ideal getragen waren – zumindest im Ursprung. Am stärksten gilt das für Renaissance und Aufklärung, die beiden grossen Schübe der europäischen Kulturgeschichte, mit ihrem unbedingten Glauben an Veränderbarkeit. Wo die Devise lautet: Es lässt sich noch etwas machen mit dem Menschen, den kann man bilden und der will sich bilden, der will vorwärts kommen. Darauf folgten dann wieder bremsende Epochen.

Man muss das aufeinander beziehen, es folgt der Dialektik von Bruch und Kontinuität. Sie gilt für Individuen ebenso wie für Gesellschaften. Nehmen wir Denker wie Slavoj Žižek, Robert Pfaller oder Richard Sennett, die man begeistert liest und doch feststellt: Sie propagieren im Grunde konservative Haltungen. Etwa mit der Forderung, die Gesellschaft heute müsse wieder an Tugenden wie Höflichkeit anknüpfen. Eine Tugend also, die mir selber noch vor zwanzig Jahren höchst suspekt war, weil ich Höflichkeit als verlogen wahrnahm.

Höflichkeit wäre doch tatsächlich ein gesellschaftliches Korrektiv.

Nicht per se. Höflichkeit kann zwar als Mittel gegen rücksichtlose Umgangsformen funktionieren – aber sie kann schnell repressiven Charakter erhalten, wenn sie zum Zwang für alle erklärt und als Ausgrenzungsmittel genutzt wird: Wer nicht höflich ist, ist draussen. Dagegen kann man mit guten Gründen revoltieren und sagen: Das ist ein Maskenspiel, das ist Falschheit, ich will mich nicht verstellen und nicht verbessern, ich bleibe wie ich bin... Das ist befreidend, aber es kann wiederum zum Problem werden, zu jenem Problem, das Sennett als «Tyrannie der Intimität» beschreibt – jeder tut, wie ihm zumute ist, man sucht keinen Konsens, es gelingt nicht mehr, sich über Öffentlichkeit zu verständigen. Vor diesem Hintergrund wird dann unversehens wiederum die konservative Höflichkeit zum Moment der Verbesserung.

Das läuft auf unablässige Pendelbewegungen hinaus, auf Korrektiv und Gegen-Korrektiv...

Ich würde es eine zyklische Bewegung nennen. Die Schule kennt das Phänomen auch – aktuell etwa mit der Forderung, zurückzukehren zu stärkerer «Führung», zur Vermittlung von Werten, ähnlich wie früher, aber nicht mehr auf der Basis von Angst und Schlägen.

Ob Erziehung bei Kindern oder lebenslange Bildung bei Erwachsenen: Das basiert seinerseits darauf, dass der Mensch sich weiterentwickeln will. Oder auch muss – denn entscheidend ist ja, wer welche Normen und Ansprüche setzt.

Das ist ein gutes Beispiel, um zu illustrieren: Selbstkorrektur ist eine menschliche Grundkonstante – nur schon deshalb, weil wir wünschende Wesen sind und stets ein Ziel vor Augen haben müssen. Aber die Frage ist: Wer monopolisiert und kanalisiert diese Verbesserungsziele und zu welchem Zweck?

Heute fordert man «lebenslanges Lernen». Doch wenn wir genau hinschauen, steckt darin ein grosses Repressionspotential. Weil damit die latente Drohung verknüpft ist: Wenn du nicht mitziehst, fällst du raus.

Die Aufklärung hat es postuliert: «Bildung für alle». Heute fordert man «lebenslanges Lernen». Doch wenn wir genau hinschauen, steckt darin ein grosses Repressionspotential. Weil damit die latente Drohung verknüpft ist: Wenn du nicht mitziehst, fällst du raus. Die Aufforderung zur Verbesserung ist chronisch verknüpft mit Exklusionsdrohung.

Damit sprichst du den Selbstoptimierungzwang an, unter dem wir (fast) alle stehen. Die Arbeitswelt verlangt unablässig, noch schneller, besser, effizienter oder, je nach Berufssparte, schöner oder fitter oder anpassungsfähiger zu werden. Wie soll man damit umgehen?

Dahinter liegt das Konkurrenzprinzip. Kurz ausgeholt: Der Liberalismus in seinen Ursprüngen musste beweisen, dass Demokratie besser ist als Monarchie. Und gegen den Einwand, Demokratie sei untauglich, weil der Mensch zu dumm sei, zu egoistisch, daher brauche es einen guten Monarchen, der väterlich für alle schaut – gegen diesen Einwand hätten die Liberalen ja sagen können: Gut, wir erziehen die Leute zu besseren Menschen, die der Demokratie gewachsen sind. Statt dessen stellte man sich auf den Standpunkt: Wir müssen gar nichts verbessern, wir akzeptieren den egoistischen Menschen, der nur seine eigenen Interessen verfolgt, so wie er ist, und etablieren das Prinzip der Konkurrenz. Wir spielen die unterschiedlichen Egoismen gegen einander aus, dann verbessert sich die Gesellschaft quasi automatisch.

Dauerkorrektur im Dauerwettbewerb...

... genau. Den «verbesserbaren Menschen» brauchte der Liberalismus auf diese Weise gar nicht. Und das ist fatal, das Konzept ist seit 200 Jahren installiert in unseren Köpfen, und auf seiner Grundlage kann sehr viel Repression gedeihen. Es gibt einen Spruch, bei dem ich jedes Mal zusammenzucke; bei Bewerbungsverfahren ist er besonders beliebt: «Das Bessere ist der Feind des Guten». Darin steckt die Perversion: Nicht mehr das Schlechtere ist der Feind des

Guten, sondern das Bessere. In der permanenten Konkurrenzsituation, die immer nur wenige Gewinner schafft und viele Verlierer, bewirkt dieses Credo zudem rasch einmal eine Protesthaltung im Sinne von: «Nieder mit dem Besseren». Es bewirkt also das Gegenteil des Erhofften: Feindseligkeit gegen jene, die etwas ändern wollen. Diese anti-elitäre Position hat sich unter dem Regime des Konkurrenzprinzips ausgeprägt.

Und zugleich wird öffentlich der Triumph der Besten propagiert, werden Eliteschulen für Hocabte geschaffen, bewundern wir Roger Federer. Die Allerbesten, die brauchen wir offensichtlich. Da kommt mir das seltsame Wort der «Mehrbesseren» in den Sinn, das ja abschätziger gemeint ist.

Die Abneigung gegen die «Mehrbesseren» gleicht dem Intellektuellenhass: Im eigenen Umfeld, in der Firma oder in einer Schulkasse beäugt man die «Streber» argwöhnisch. Das sind Widersprüche in einer Gesellschaft, die nur unter dem Konkurrenzprinzip Verbesserungen anstreben kann. Und die entscheidende Frage bleibt noch einmal: Was wird vorgegeben? Wer bestimmt die Ziele und Zwecke der Verbesserung? Unter der neoliberalen Herrschaft des New Public Management lautet die Antwort: Wir geben das Ziel vor, aber der Weg ist uns egal. Wir geben dir ein Globalbudget, einen Leistungsauftrag, aber wie du damit zurande kommst, das überlassen wir dir. Viele nehmen das als Freiheit wahr, und nicht zufällig findet man in dieser Haltung auch Anleihen aus dem Buddhismus.

Bei Sloterdijk fällt der Satz: «Wer Menschen sucht, wird Akrobaten finden.» Der moderne Mensch im unaufhörlichen Trainingslager...

Positiv gesehen, steckt dahinter jedenfalls ein starker Glaube an die Selbstverantwortung.

Deshalb hat man auch immer Leute im Boot mit dabei, die kritisch denken und die eine solche Haltung als Befreiung wahrnehmen. Nach meiner Einschätzung wäre es heute oft befriediger, wenn das Ziel diffus wäre, dafür aber die Tätigkeit vorgegeben würde. Denn die Ziele sind ja in der Regel hoch angesetzt, es sind entweder Sparziele (bei der

Verwaltung) oder hohe Gewinnziele bei Unternehmen. Und zugleich weiß man nicht, ob man genügt und ob man auf dem richtigen Weg ist. Vergleichbar mit dem Protestantismus: Das Ziel ist der Himmel, du kannst es erreichen, aber du musst dich anstrengen bis zum Äußersten, riskierst Umwege oder einen falschen Weg, bist gezwungen, zu geben, zu geben und nochmal zu geben. Das ist eine Opferlogik.

Moderner gesagt: Selbstausbeutung. Wiederum bei Sloterdijk fällt der Satz: «Wer Menschen sucht, wird Akrobaten finden.» Der moderne Mensch im unaufhörlichen Trainingslager... aber das Gegenteil befriedigt doch auch nicht: dass weniger erreicht wird, aber klar vorgegeben ist, was ich zu tun habe. In den sozialistischen Gesellschaften wurde dieses Prinzip verabsolutiert.

Gewiss kann man dagegen einwenden, dass die Menschen gängelt, wer ihnen vorschreibt, was sie zu machen haben. Aber im klassischen Fordismus funktionierte das System: Man hatte seine Arbeitsaufträge, seinen Job. Das war auf Dauer jedenfalls weniger belastend als das heutige Modell. Denn wenn der Verbesserungsauftrag nur bei einem selber liegt, dann ist das extrem auslaugend. Wenn ich es nicht schaffe, bin allein ich schuld: Diese Botschaft verdanken wir der neoliberalen Arbeitsrevolution. Nochmals zum Herrschaftscharakter des Verbesserungsauftrags innerhalb des Kapitalismus und zu seinem Doppelgesicht. In der Finanzkrise wurden Boni-Exzesse oder Gesetzesbrüche mit dem Argument begründet: Der Mensch ist einfach so... das ist seine Raffgier, und mal ehrlich: Jeder würde das genau so machen, wir sind doch alles gierige Tiere... Mit diesem Menschenbild wird das System gerechtfertigt. Auf der anderen Seite verlangt der Kapitalismus permanent, dass sich dieser Mensch anpasst, verändert, verbessert, Werte über Bord wirft, Wohnortwechsel, Arbeitswege oder Umschulungen in Kauf nimmt. Der permanente Besserungswang und dahinter die zynische Überzeugung: Er bleibt doch immer der gleiche.

Gibt es einen anderen, einen dritten Weg? Etwa so skizziert: Wir setzen auf den Verbesserungswillen und die Erneuerungsfähigkeit des Menschen, aber ohne Ausbeutung. Wir nutzen es nicht aus, dass man dem Menschen tatsächlich so viel zutrauen kann, dass er so vieles mitmacht. Was wäre, mit der Aufklärung gefragt, die «beste aller möglichen Welten»?

Eine komplexe Beispiel Erziehung: Man muss Kindern Grenzen setzen und Dinge von ihnen verlangen, die nicht auf ihrem Radar sind. Insofern ist Erziehung eine Zumutung, ein permanenter Nahkampf. Es sind Interessenskonflikte, die man einüben muss, statt zu tun, als gäbe es sie nicht. Und das Ziel heißt, dies möglichst angstfrei und mit Freiräumen hinzukriegen. Ähnliches müsste auch für die Gesellschaft gelten. Es braucht Gesetze, aber nicht angstbasierte Forderungen. Es wird immer den einen besser und den andern schlechter gehen; wir sind verschieden in Geschlecht, Generationen, Begabungen, das gibt Fiktionen, und darum braucht es Institutionen der solidarischen Position. Es braucht Zuwendung für Leute, die den Kürzeren gezogen haben. Wer Niederlagen einsteckt, soll auf die

solidarische Position zählen können. Dazu müssten wir wegkommen vom permanenten Konkurrenzsystem. Die beste aller Gesellschaften ist jene, die nicht leugnet, dass wir Konflikte haben, aber sie solidarisch austrägt. Das ist die tägliche Aufgabe – das grosse Fortschrittsziel hingegen würde ich im Diffusen lassen. Und als Christ Gott überlassen.

Dazu müssten wir wegkommen vom permanenten Konkurrenzsystem. Die beste aller Gesellschaften ist jene, die nicht leugnet, dass wir Konflikte haben, aber sie solidarisch austrägt.

Stichwort Christentum: Kirchlich gesehen sind wir arme Sünder mit der Zuversicht auf Gnade – und zugleich unter dem Druck, uns dieser Gnade würdig zu erweisen, uns zur Erlösung hochzuhangeln. Wiederum eine Doppelbotschaft?

Ich würde religionsgeschichtlich argumentieren: Das Gottesbild hat Wandlungen durchgemacht. Am Anfang war Gott das unendlich fordernde Prinzip, bis hin zum Menschenopfer. Der Mensch war getrieben von der Furcht, nicht zu genügen und einer höheren Macht dienen zu müssen – das ist die Parallele zum Kapitalismus heute, der diese Position des Menschenopfer fordernden Gottes übernommen hat. In der jüdisch-christlichen Tradition, für die ich nur reden kann, gibt es die permanente Auflehnung gegen den Opferfordernden Gott. Und die Suche nach einem Gott als Bündnispartner, der die bedrohliche Wirklichkeit, in der man an Sinnlosigkeit, Einsamkeit, aber auch an Katastrophen zu zerbrechen droht, stabilisieren und berechenbar machen kann mit göttlichen Gesetzen. Einen Gott, mit dem man im Austausch steht, der die Gnade repräsentiert und so hilft, aus dem ständigen Ungenügen herauszukommen. Das ist übrigens ein grosser Moment in der jüdisch-christlichen Gottesgeschichte, wenn Gott sich selber korrigiert, zum Beispiel gegenüber Abraham beim zuerst geforderten und dann widerrufenen Sohnesopfer. Von da an wird die Selbstkorrektur der Macht denkbar. Hier hat Jesus angeknüpft. Er hatte verinnerlicht, was Gnade bedeutet, diese Gratiskraft, die uns entlastet vom ewigen Vergeltungzwang, hat Verge-

bung gepredigt und vorgelebt – und ist seltsamerweise posthum als Symbol dafür gefeiert worden, dass Ungenügen und Schuld doch letztlich immer mit Blut bezahlt werden müssen. Die Faschisten sehen das so, die Mafia sieht das so, der IWF sieht es letztlich genau gleich: Schulden eintreiben, bis aufs Letzte, bis aufs Blut.

Es gälte also auszubrechen aus dem Kreislauf des sich Schuldigfühlers, was ja wiederum nur ein anderes Wort ist für den Teufelskreis: Ich muss immer besser werden und bin doch nie gut genug. Kurzum also: Nehmen wir unsere Kinder, nehmen wir uns selber so, wie wir sind – und korrigieren nicht ständig an uns und den andern herum...

Nur steckt da erneut eine Dialektik drin. Wer bin ich überhaupt? Wie kann ich «Ich» werden? Die Antwort darauf findet man nur in der Reibung mit Forderungen, die die Umwelt an uns stellt, mit Bedürfnissen, die gedeckt oder verweigert werden. Aber insgesamt stimme ich schon zu, dass das Kind diese Ur-Botschaft vermittelt bekommen muss: Du bist ok, auch mit deinen Aggressionen etc. In Erwachsenen-Beziehungen ist das eine nicht minder anspruchsvolle Aufgabe. Liebe heisst einerseits: Ich nehme dich so, wie du bist. Aber andererseits will man ja gemeinsam weiterkommen. Das braucht Widerstand und die Bereitschaft, dem Mitmenschen zuzumuten, dass er ein anderer werden kann. Wir haben ein Recht darauf, nicht immer nur so genommen zu werden, wie wir sind.

In dieser Hinsicht ist die allgemeine Übungstheorie, die Peter Sloterdijk vertritt, attraktiv und hilfreich: Es geht auf allen Ebenen ums Üben, Wiederholen, Nachbessern. Kann man das auch auf politische Prozesse beziehen? Es gibt mehrere aktuelle Fälle, wo Volks- oder Gerichtsentscheide «verbessert» werden sollen: die geplante Aufbungsinitiative zur Masseneinwanderungsinitiative, die sogenannte «Durchsetzungsinitiative» oder das Ja der St.Galler Regierung zum Wiedererwägungsgesuch des italienischen Ehepaars, das nach 50 Jahren ausgeschafft werden sollte. Solche Korrekturen sind einerseits verständlich, andererseits demokratie-politisch vermutlich fragwürdig.

In der heutigen Zeit mit ihrer Daumen-hoch-Daumen-unter-Demokratie müsste man sich tatsächlich überlegen, Mechanismen der Besinnung und der Wiederholung einzuführen. Beim einzelnen Individuum ist das zwar problematisch und zeittypisch: dass man Entscheidungen nie als Entscheidungen festschreibt, sondern als vorläufige Positionsbestimmungen, die man immer wieder korrigieren kann. Das ergibt keinen Kurs, höchstens einen Schlinger-Kurs. Auf Staatsebene sehe ich das jedoch weniger als Problem. Sondern als Chance zur Besinnung, eben: zur «Wiedererwägung». Denn Recht, das nicht revidierbar ist, wird zum Opfer fordernden Fetisch.

Rolf Bossart, 1970, ist Theologe und Autor in St.Gallen.

Peter Surber, 1957, ist Saiten-Redaktor.



Höhere Fachschule für Künste, Gestaltung und Design

ein stieg

Tag der offenen Tür

Freitag und Samstag
27. und 28. Februar 2015

Demutstrasse 115
9012 St.Gallen

Höhere Fachschule HF

- Dipl. Gestalter/in HF
- Visuelle Gestaltung
- Fotografie
- Schrift und Typografie*
- Interactive Media Design*
- Industrial Design
- Bildende Kunst

Kurse

- Aktzeichnen und Figürliches Zeichnen
- Dreidimensionales Gestalten
- Premedia
- Bildbearbeitung
- Textil
- Internet
- Fotografie
- Grundlagen der Gestaltung
- Zeichnen, Malen und Gestalten
- Maltechnik und Malprozess
- Ferien- und Weekendkurse

Lehrgänge mit Zertifikat

GBS St.Gallen

- Gestalterischer Vorkurs Erwachsene,
· Propädeutikum Vollzeit
· Propädeutikum Teilzeit
Gestalterischer Vorkurs Jugendliche

* Diese Lehrgänge sind vom SBFI noch nicht frei gegeben

/ SchuleFurGestaltungStGallen

gbssg.ch



Die sieben Bilder dieser Arbeit, vom Cover bis zur zweithintersten Seite im Heft, zeigen Maria. Maria Guță, 1983, ist Künstlerin und Fotografin, stammt aus Bukarest, Rumänien, lebt in Neuchâtel und studiert an der Kunsthochschule ECAL in Lausanne. Aktuell entwickelt sie zusammen mit Saiten-Grafikerin Larissa Kasper ein Projekt über bildnerische Identitäten. Verwandlung, Rollen, das gesellschaftliche und ihr persönliches Frauenbild: Diese Themen prägen auch sonst die künstlerische Arbeit von Maria Guță – entsprechend interessiert hat sie an diesem Heft mitgewirkt. Das Originalbild (auf dem Cover) hat Ladina Bischof fotografiert. Bildbearbeitung: Kasper-Florio und Tudor Guță.

Maria Guță fand es am Ende eine faszinierend-seltsame Erfahrung, sich so digital verwandelt zu sehen. Dr. Frankenstein goes Photoshop... Was das Fazit dieser Prozedur ist, soll hier offen bleiben. Vielleicht heißt es: Der Mensch ist das Original. Ihn kann man nicht korrigieren, nur verschlimmbessern.





Höhere Fachschule für Künste, Gestaltung und Design St.Gallen, GBSSG

Einladung zur Zwischendiplomausstellung 2014

Dipl. Gestalter/innen HF Bildende Kunst 2013 - 2016

artgerecht

Öffnungszeiten

Sa, 17.01. – So, 01.02. 2015

Di/Mi/Fr 14 – 18, Do 14 – 21

Sa/Su 11 – 17

Adresse

NextEx, Blumenbergplatz 3, 9000 St. Gallen

NEXTEX

Sponsoren:

Bauer & Partner AG, Büro für integrales Bauen, SG
GOBA Mineralquelle und Manufaktur, Continenbad
Bergkäserei Gais, Gais



Gewerbliches Berufs- und Weiterbildungszentrum St.Gallen

2015
Jan. / Feb. / März

gambrinus jazz plus am montag
live im 1733
Jeweils Montags, 20 Uhr
Eintritt: Angemessener Kostenbeitrag

The Sibyl's Promise Musikalische Bilder mal Jazz mal Songwriting 12/01	Schneekönig Jazzige Klänge und Grooves 2/02	Boogie Fox Swing-Rock 'n' Roll der 1950er Jahre neu erfunden 23/02
Journeys Grooviger Funk, Balladen und Latin-Jazz 19/01	Acoustic Blues Drifter Akustischer Country und Blues 9/02	Harry Marte & Li'l Pit (A) Eine vertonte Reise zu den eigenen Träumen 02/03
AKKU Quintet Von frei schwebend bis fest verzahnt 26/01	Roli Frei & The Soulful Desert Blues in der Stimme und poetische Worte 16/02	Schwenderer's Hammond Demolition Der Duft des Furry-Hammond-Grooves 09/03

Veranstalter: GAMBRINUS JAZZ Mit Unterstützung von: Kanton St.Gallen Kulturförderung ©2015 www.1733.ch

1733 - Weinlokal • Goliathgasse 29 • 9000 St. Gallen
Reservation: 076 585 17 33 • info@1733.ch • www.1733.ch • www.gambrinus.ch

DANIOOTH
der Teufelsmaler

ein Film von FELICE ZENONI

www.Daniooth-der-Teufelsmaler.ch

AB 15. JANUAR IM KINO

FILMproduktionen FILMCOOP

I	L	E	X	2	7	0	3
E	G	N	A	2	2	0	1
C	H	E	R	8	5	9	0
W	E	G	0	R	O	M	A
E	2	0	0	N	S	H	O
2	1	5	0	R	N	O	R

BETULA

SONGWRITER SLAMERY

slamery@betula.ch
www.betula.ch

ANMELDEN

B	I	S	0	6	0	3
0	0	1	2	0	1	5

1 Song 1
1 Instrument
1 Künstler
1 Song 1
1 Instrument
1 Künstler
1 Song 1
1 Künstler
1 Song 1
1 Künstler